

Benedict Schubert
Predigttext: 1. Korinther 13, 10-13

Spiegelungen

10 Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.

11 Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war.

12 Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.

13 Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

1. KORINTHER 13

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

der Tod ist der grosse Verdunkler und Vernebler. Der Tod setzt eine schmerzhaft endgültige Grenze.

Gewiss kommt er hin und wieder als sanfter Freund. Unter denen, derer wir soeben gedacht haben, sind auch welche, die ihn sehnsüchtig erwartet haben, weil sie des Lebens müde geworden waren. Sie hatten genug, für sie hatte sich der Kreis längst geschlossen. Es war wie eine Befreiung, als sie sich ganz dem überlassen durften, was kommt, Ihm, der kommt.

Doch bei einzelnen kam und kommt der Tod böse und schnell, als ein brutaler Überfall, als ein grässlicher Schrecken. Da verweigert ein Herz unerwartet und ohne jegliche Vorwarnung seinen Dienst. Dort kommt eine bei einem Unfall um. Oder es werden gerade Dutzende, Hunderte von Menschen Opfer eines monströsen Verbrechens. So haben wir es am letzten Wochenende ohnmächtig mitansehen müssen.

Der Tod ist der grosse Verdunkler. Er macht Hoffnungen zunichte. Er schneidet eine Lebenslinie unerbittlich durch. Und er lässt uns mit einem Schlag – und manchmal schmerzt es uns tatsächlich wie ein heimtückischer Tiefschlag – er lässt uns innewerden, wie begrenzt unsere Einsicht

ist in das, was geschieht. Wir stehen wirklich nicht über den Dingen. Keine, keiner kann behaupten, sie hätten den Überblick, könnten mit Sicherheit sagen, was kommt, und deuten, was war.

Auch Paulus selbst respektiert sehr präzise die Grenzen, die seiner Erkenntnis gesetzt sind. Er weiss sich zwar von Gott berufen, vom Geist inspiriert. Er kann darauf bestehen, dass ihm Einsicht geschenkt, Erkenntnis zuteil wurden, die anderen verschlossen bleiben. Für uns mag es anstössig klingen, wenn beispielsweise Lukas den Apostel mit der atemberaubenden Aussage zitiert: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen...“ (Apg 15,28). Angezeigt wird damit, dass Paulus ebenso wie Lukas im klaren Bewusstsein einer Verbindung mit Gott lebten. So wie sie sehen viele Zeuginnen und Zeugen seither sich hineingenommen in eine lebendige Kommunikation mit dem Geist. Sie sind gewiss und verlassen sich darauf, dass der Atem Gottes sie berührt, ihre Gedanken und Worte, ihr Handeln und Verhalten steuert.

Doch dies lässt Paulus nicht dem Irrtum verfallen, er stehe über den Grenzen, die uns Menschen gesetzt sind. „Stückwerk“ übersetzt Luther sprachmächtig. Aus dem grossen Ganzen erkennen wir bloss ein kleines Teilchen. Mit Glück und Aufmerksamkeit nehmen wir wahr, was nebedran ist und geschieht. Doch viel weiter können wir nicht sehen. Unsere Perspektive hat Grenzen. An diese Grenzen stossen wir immer wieder – und am Ende, endgültig, macht der Tod klar, wie weit oder eben eng der Horizont dessen ist, worüber wir bestimmen können, worin wir Einsicht haben, was wir messen und voraussagen können.

Seit den Zeiten des Paulus ist das Feld dessen, was wir erkennen können, in beeindruckender Weise grösser und weiter geworden. Nicht nur einzelne wachsen und lernen, lassen hinter sich, was kindlich ist, wie Paulus das von sich schreibt. Nicht nur Individuen werden – hoffentlich – einmal vernünftige Erwachsene, die Zusammenhänge verstehen und sich entsprechend verhalten können, während für Kinder die Welt noch aus vielen unergründlichen Wundern besteht.

Auch die Menschheit ist gewachsen, hat Wissen und Erkenntnis gewonnen. Wir haben begriffen, dass die Sonne sich nicht um die Erde dreht, ja wir wissen, dass auch unser Sonnensystem nur ein kleiner Teil in einem viel grösseren Universum ist. Wir haben umgekehrt erforscht und verstanden, dass für vieles Bakterien oder Viren, genetische Anlagen oder spontane Mutationen verantwortlich sind, wo zur Zeit von Jesus noch böse Geister oder finstere Mächte am Werk vermutet wurden. Wir haben unsere natürlichen Sinne gut genutzt und kreativ und klug Instrumente erfunden

und gebaut, die sie verstärken. Wir sehen deshalb auch mikroskopisch Kleines und teleskopisch unendlich Grosses.

Doch ob über den Tod hinaus etwas sei, ob hinter dem Sichtbaren und Erkennbaren etwas, jemand sei, warte, mit uns kommuniziere – das können wir von uns aus nicht wissen. Das können unsere natürlichen Sinne nicht erfassen.

Es gibt nicht wenige, die resigniert oder trotzig behaupten, tot sei tot, das Leben, das wir sehen und gestalten, sei das Ganze. Wir sollten es möglichst geniessen und in einer Weise leben, die uns und anderen möglichst wenig Schmerz zufügt. Doch am Ende kämen wir auch am Ende an – im besten Fall sollten wir uns damit trösten, dass wir Teil sind des grossen Werdens und Vergehens in der Natur. Weil wir aus uns und von uns keine Kenntnis darüber erlangen können, dass und was im Jenseits, im Unsichtbaren ist, kommen sie also zum Schluss, da sei einfach gar nichts.

Paulus hingegen verlässt sich darauf, dass diese geheimnisvolle Wirklichkeit die Welt Gottes ist. Ihm ist klar, dass wir nicht in sie eindringen können. Doch dankbar anerkennt er, dass Gott selbst uns Einsicht schenkt, Kenntnis vermittelt. Gott selbst kommuniziert über die Grenze. Sie ist für uns unüberwindlich, nicht aber für Ihn. Wir können Gott nicht erkennen, doch Gott gibt sich uns zu erkennen.

Das tut Gott manchmal auf aussergewöhnliche Art und Weise. Letztes Wochenende hat uns unser Neffe von einem Beispiel berichtet. Wir haben ihn in der Normandie besucht, wo er mit seiner Frau in der Nähe des Mont-Saint-Michel lebt. Ihr alle habt sicher schon mindestens Bilder gesehen von diesem ehemaligen Benediktinerkloster auf einem Felsen unmittelbar vor der Küste in der Bucht von St. Malo. Heute lebt dort eine kleine Gemeinschaft der Communauté de Jérusalem. Das ist eine Gruppe von sehr katholischen, überaus freundlichen Frauen und Männern. Mitten in den Touristenströmen pflegen sie einen Rhythmus des Gebets. Durch ihre Präsenz erinnern sie daran, wozu der Mont-Saint-Michel ursprünglich gebaut und bewohnt wurde. Er sollte ein Ort sein, wo Himmel und Erde sich berühren. Es soll einem dort etwas leichter fallen als anderswo, an Gott zu glauben, Sein Wirken zu erwarten.

Jeden Morgen um sieben Uhr betet die Gemeinschaft die „Laudes“, das liturgische Morgengebet – in ähnlicher Weise, wie wir das hier auch tun. An einem Morgen fuhr unser Neffe mit seinem Freund in der Frühe hin um mitzubeten. Der Freund gehörte zu jener Sorte nüchternen Menschen, wie ich sie soeben beschrieb. Für ihn war die Wirklichkeit all das, was wir messen

und mit wissenschaftlichen Instrumenten erforschen können. Liturgische Gebete hielt er für eher weniger notwendige fromme Übungen. Doch er begleitete unseren Neffen zu den Laudes; er fand vermutlich, ein Ausflug dorthin an einem frühen Sommermorgen sei auf jeden Fall ein schönes Erlebnis.

Nach dem Gebet bemerkte dieser Freund unserem Neffen gegenüber anerkennend, er sei beeindruckt, wie die alten Erbauer des Klosters die Fensterscheibe so gestaltet hätten, dass sich im Morgenlicht das Antlitz Christi an der gegenüberliegenden Wand spiegle. Worauf unser Neffe etwas verwundert zurückgab: es gebe dort keine farbige Scheibe, erst recht nicht eine mit einem Christuskopf, der sich irgendwie spiegeln könne.

Niemand ausser dem Freund selbst kann sagen, was er im Spiel des Morgenlichts durch den Weihrauch auf der Mauer gesehen hat. Doch ihm ist offenbar – und ich verwende bewusst genau dieses Adverb – offenbar ist ihm während jenem Gebet etwas sichtbar geworden, was ihm bis dahin verborgen geblieben war. Unser Neffe fand, sein Freund sei an jenem Morgen ein anderer geworden.

Nun bleiben solche Erfahrungen die Ausnahme; sie wäre jedem zu wünschen – auch wenn die eine oder der andere vielleicht eher davor zurückschreckt und hofft, ihm möge etwas ähnliches lieber nicht passieren.

In der Regel muss es uns tatsächlich genügen, dass Gott durch ein Wort zu uns spricht, das ein Mensch sagt oder geschrieben hat. Und auch dieser Freund wird seither an dieselben Grenzen stossen, die jeder, jedem von uns gesetzt sind – ganz egal, auf welchen Wegen sie die Erkenntnis Gottes erreicht haben mag.

Jetzt sehen wir nur durch einen Spiegel, ein dunkles, rätselhaftes Bild. Das Jenseits ist im Diesseits nur als Spiegelung erkennbar. Wir ahnen, wir vermuten, wir glauben – von Angesicht zu Angesicht sehen wir erst dann. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.

Ich habe bis hierhin vor allem die Grenze unserer Erkenntnis betont. Ich habe an das erinnert, was viele von Euch im vergangenen Jahr durchlebt haben: dass und wie der Tod diese Grenze markiert. Doch spätestens jetzt ist Zeit, mit Paulus auch das andere zu sagen:

Zunächst schlicht dies: wir erkennen nicht alles, aber wir erkennen auch nicht nichts. Wir sind nicht einfach blind, wir sehen durch einen Spiegel.

Wie sollen wir uns das vorstellen? Jesus selbst verwendet vor allem Gleichnisse als eine Art Spiegel. Er greift alltägliche Erfahrungen auf und macht sie durchsichtig für die Wirklichkeit Gottes. Bei unserem eigenen Besuch auf dem Mont-Saint-Michel letzte Woche hat der dortige Prediger beispielsweise das Gleichnis von der Witwe ausgelegt, die bei einem für seine Härte und Ungerechtigkeit bekannten Richter so lange drängt und nachfragt, bis er ihr Recht schafft. Jesus ermutigt uns durch dieses Gleichnis dazu, das Gebet nicht als nutzlose Zeitverschwendung abzutun, Gott nicht abzuschreiben, weil er sich meist mehr Zeit lässt, als uns lieb ist. Das ist nur ein Beispiel – die Bibel ist voll von vergleichbaren Texten, die uns nicht alles begreifen lassen, wohl aber das, was wir brauchen, um weiter zu glauben, zu hoffen und zu lieben.

Während wir wenigstens etwas erkennen, fährt Paulus weiter, dürfen wir davon ausgehen, dass wir jetzt schon von Gott ganz erkannt sind. Es sind mir ja nicht nur die Welt und die anderen oft ein quälendes Rätsel. Ich selbst bin mir gegenüber öfters einmal ratlos. Doch Paulus versichert mir und uns: für Gott ist klar, wer ich bin. Er weiss, was er in mich, was er in dich gelegt hat, und er wird dafür sorgen, dass es so zur Entfaltung kommt, dass ich selbst, vor allem aber auch, dass die Gemeinde dadurch gestärkt und gefördert wird.

Dass Gott uns kennt, erschreckt nur diejenigen, die übersehen, dass Gott uns mit der Liebe ansieht und kennt, wie Paulus sie in seinem Lied besungen hat. Wir dürfen uns darauf verlassen, dass zunächst uns selbst gegenüber gilt, dass Gottes Liebe *langmütig und freundlich ist, nicht Mutwillen treibt, sie sich nicht aufbläht...* Dir und mir gegenüber hört die Liebe nicht auf.

Nicht einmal im Tod. Für diese Liebe – darüber wird Paulus im übernächsten Kapitel des Briefs ausführlicher nachdenken – markiert der Tod keine Grenze mehr. Das Licht, das wir für die Verstorbenen entzündet haben, ist nicht nur ein Flämmlein wehmütiger Erinnerung. Es ist das Versprechen, dass sie im ewigen Licht Gottes aufgehoben sind.

Das lassen wir uns sagen, denn es macht es uns möglich, ja leicht, die Grenzen dessen anzuerkennen, was wir verstehen und einordnen können. Jetzt reicht es, dass wir Spiegel haben, durch die wir das Nötige erkennen. Denn so können wir glauben – das heisst: uns auf Gott und seine Wirklichkeit verlassen. Wir können hoffen – das heisst: uns nicht zufrieden geben mit dem, was ist und wie es ist. Und wir können mit der Liebe lieben, mit der wir geliebt sind – das heisst: dem Bösen widerstehen, es durch Gutes überwinden. Und es wird Friede sein.